

Die Marienkirche in Bochum ist seit dem Um- und Anbau von Bez + Kock Architekten Teil des Anneliese-Brost-Musikforums

BRIGIDA GONZÁLEZ

Die Kirche wird zur Eingangshalle

In Bochum dient die Marienkirche als Foyer für einen Konzertsaal. Lässt sich ihre sakrale Würde erhalten?

URSULA KLEEFISCH-JOBST

Kirchen mit ihren weithin sichtbaren Glockentürmen sind markante Bauwerke im europäischen Stadtgefüge. Sie prägen auch noch im 21. Jahrhundert die kollektive Vorstellung von Stadt. Nicht selten war ihr Bau mit der Entwicklung neuer Stadtquartiere verbunden, und Menschen fanden in ihrem Umkreis eine neue Heimat.

Doch inzwischen bleiben die Kirchenbänke auch sonntags immer öfter unbesetzt, und eine wachsende Zahl von Kirchen wird profaniert und wartet auf eine neue Nutzung, die der besonderen architektonischen und spirituellen Würde des Bauwerks gerecht wird. Die kommerzielle Umwandlung von Kirchen in Eventräume, Einkaufstempel oder Loftwohnungen stösst auf ethische Bedenken. Um Alternativen zu finden, braucht es förderliche Konstellationen ebenso wie gute Ideen.

tionen ebenso wie gute Ideen.
Auch die römisch-katholische Marienkirche in Bochum, eine 1872 eingeweihte Backsteinkirche, wurde für den Gottesdienst nicht mehr benötigt. Zur Mitte des 19. Jahrhunderts markierte das neugotische Bauwerk den Beginn der westlichen Stadterweiterung, rings um die Kirche siedelten sich polnische Bergarbeiter an, die auf der Suche nach Arbeit ins Ruhrgebiet gekommen waren. Heute befindet sich die Marienkirche an einem der interessantesten Schnittpunkte der Bochumer Stadtentwicklung; nahe dem «Bermuda3eck», einer beliebten Ausgehmeile, dem Schauspielhaus und dem Kreativiertel Viktoriaquartier. Wieder setzt die Marienkirche ein Zeichen für einen innerstädtischen Wandel. Sie ist seit 2016 Teil des neuen Anneliese-Brost-Musik-forums.

Erhaltung durch Spenden

Im Jahr 2000, als die Marienkirche vom Bistum Essen als Sakralbau aufgegeben wurde, war ein zivilgesellschaftliches Engagement für Kirchenbauten alles andere als selbstverständlich. Von den fast 6000 Kirchenbauten im Bundesland Nordrhein-Westfalen werden in den nächsten Jahren rund dreissig Prozent aufgegeben, das betrifft insbesondere die Bauten des 19. und 20. Jahrhunderts.

Die entscheidende Wende für die Erhaltung der Marienkirche brachte nach den Protesten der Bochumer Bevölkerung gegen eine Sprengung erst der Beschluss des Stadtrats, darin eine feste Spielstätte für die Bochumer Symphoniker und die Ensembles der städtischen Musikschule zu schaffen. 2012, als die Kirche in den Besitz der Stadt Bochum überging, stand sie bereits seit neun Jahren leer. Und die international bekannten Bochumer Symphoniker unter ihrem engagierten Leiter Steven Sloane wünschten sich schon seit den 1900er Jehren ein geienes Haust.

1990er Jahren ein eigenes Haus.

Bochum richtete einen Wettbewerb aus, der vorsah, die Marienkirche zu einem Multifunktionssaal umzubauen und südlich der Kirche ein Foyer anzubauen. Das Architekturbüro Bez + Kock aus Stuttgart hielt sich nicht an die Ausschreibung, die eine starke Beeinrächtigung des Kirchenraums voraussetzte. Thorsten Kock berichtet stolz, es sei ihnen sofort klar gewesen, dass der beeindruckende Kircheninnenraum in seiner Gesamtwirkung erhalten bleiben sollte. Ihr Vorschlag war daher, die Kirche zum Foyer umzugestalten, südlich einen neuen Konzertsaal anzuschliessen und auf dem schmalen Grundstück nördlich der Kirche den geforderten Multifunktionssaal zu errichten.

Die beiden Neubauten orientieren sich an der Länge des Kirchenschiffs und sind mit diesem jeweils durch einen eingeschossigen Gebäudetrakt verbunden. Diese städtebaulich motivierte und nicht denkmalpflegerisch erforderliche Fuge ermöglicht es, die Gebäudekörper sowohl aussen als auch innen deutlich von der Kirche abzusetzen. So konnten die Längsfassaden der Kirche mit ihren hohen Fensteröffnungen unverbaut erhalten bleiben. Um den Konzertsaal, der 1000 Sitzplätze und damit aus akustischen Gründen ein Raumvolumen von 14 000 Kubikmetern umfassen sollte, nicht über die Traufkante des Kirchenschiffs hinausragen zu lassen, musste er teilweise im Erdboden versenkt werden.

Die belebte Viktoriastrasse war für die Architekten die prägende städtebauliche Adresse, so dass sie die Neubauten an deren Strassenflucht orientierten. Sie bilden nun eine neue Stadtkante, deren Höhenstaffelung die Bedeutung der einzelnen Baukörper spiegelt. Die Ziegelfassaden der Neubauten haben den gleichen roten Scherben wie die Kirchenfassaden, doch wurden sie hell geschlämmt, damit sie monolithischer wirken. Je nach Witterung tritt der rote Farbton intensiver oder schwächer hervor.

Die Orientierung an der Viktoriastrasse hatte zur Folge, dass auch der neue Haupteingang dorthin gelegt werden musste. Im Gegensatz zur historischen Situation betritt man nun die Kirche, das neue Foyer, über den Chor. Von dessen erhöhtem Standpunkt aus eröffnet sich dem Besucher ein unverstellter Blick in den dreischiffigen, hallenartigen Kirchenraum, der im Wesentlichen vom Wiederaufbau der 1950er Jahre geprägt ist.

1950er Jahre geprägt ist.

Das Lichtkonzept des Foyers zielt darauf, die Flachdecke aus der Zeit des Wiederaufbaus möglichst zu entmaterialisieren und viel Tageslicht im Raum einzufangen. Originale Spuren blieben bei der Umgestaltung erhalten und wurden teilweise sorgfältig in Szene gesetzt. So wurden im Chor die Glasfenster von Heinrich Wilthelm von 1969 wieder eingebaut. Die stählerne Kirchenglocke mit ihrer Inschrift «Gerechtigkeit schafft Frieden», die 1957 im benachbarten Bochumer Verein gegossen worden war, fand in dem neugestalteten offenen Emporengeschoss des Turms ihren Platz.

Grosses Klangerlebnis

Der Konzertsaal ist das Herzstück des Gebäudeensembles. Die Musiker und ihr Generalmusikdirektor wünschten sich eine möglichst intime Beziehung zum Publikum, ein Wesenszug dieses Orchesters. Gleichzeitig benötigt das Orchester eine grosse Bühne, da das vielfältige Repertoire auch grosse Orchesterbesetzungen verlangt. Der Saal ist wie eine Schuhschachtel konstruiert, nach dem grossen Vorbild des Amsterdamer Concertgebouw. Die Zuhörerbereiche umgeben die Bühne jedoch von allen Seiten. Vom Haupteingang des Saales auf der mittleren Ebene können die Zuhörer alle Sitzplätze erreichen, sowohl im Parkett wie auf den Galerien.

Nach Thorsten Kock gilt die Faustregel:
«Wo man gut sieht, hört man auch gut.»
Sie wurde in diesem Saal äusserst gelungen umgesetzt. Für ein möglichst direktes Klangerlebnis reflektieren die schuppenartigen, leicht nach innen geneigten Saalwände und die geschwungenen Galeriebrüstungen den Klang unmittelbar zum Ohr der Zuhörer. Die Bühnenrückwand sowie der verborgene Nachhallraum intensivieren das Klangerlebnis. Akustikelemente aus Kirschholz verleihen dem Saal im Kontrast zu den hellen Stuccolustro-Wänden eine elegante Ästhetik.

Die Würde des Innenraums

Kirchenräume üben seit Jahrhunderten eine Faszination auf Menschen aus, unabhängig von religiösen Bindungen. Theologen und Soziologen sprechen vom «Numinosen» des Kirchenraums, das beim Besucher eine emotionale Stimmung hervorruft. Die grosse Herausforderung bei einer neuen Nutzung und der baulichen Anpassung in einem Kirchengebäude besteht darin, die besondere Würde des Kircheninnenraums weiter erlebbar zu machen.

Welche Nutzungen sind schliesslich einem Kirchenraum angemessen? Die Raumqualitäten von Kirchen sind einzigartig. Die zahlreichen Umbauten der letzten Jahre haben aber gezeigt, dass die Nutzungen durchaus wandelbar sein können, ohne dass die Würde des Orts verleren geht.

Orts verloren geht.

Bochum hat seinen Kirchenraum immer noch und hat mit dem Anneliese-Brost-Musikforum ein klanglich und ästhetisch herausragendes Musikzentrum erhalten. Die Begeisterung bei Musikern und der Gesellschaft reicht weit über die Stadtgrenzen hinaus. Vor und nach Konzerten oder Veranstaltungen füllt sich das Foyer in der ehemaligen Kirche. Sie dient wieder als Versammlungsraum, wie zur Ursprungszeit, doch in ein neues Ritual eingebunden. Die Musik feiert nun das Hochamt.

Dem Thema «Kirchen neu nutzen» widmet sich auch die Novembarausgabe der Architekturzeitschrift «werk, bauen und wohnen». Der hier gekürzt abgedruckte Aufsatz der Kunsthistorikerin Ursula Kleefisch-Jobst erscheint dort in voller Länge.